

Zeitschrift: Animato
Herausgeber: Verband Musikschulen Schweiz
Band: 20 (1996)
Heft: 2

Artikel: Was soll der Staat? - Überlegungen zur schweizerischen Kulturpolitik : Referat von Prof. Urs Frauchiger, Direktor der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, an der Mitgliederversammlung des VMS vom 23. März in Aarau = Quel est le rôle de l'Etat? Réflexi...

Autor: Frauchiger, Urs / Carruzzo, André
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-958629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was soll der Staat? – Überlegungen zur schweizerischen Kulturpolitik

Referat von Prof. Urs Frauchiger, Direktor der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, an der Mitgliederversammlung des VMS vom 23. März in Aarau.

Was ist Kultur?

Wie kann man Kultur umschreiben? Die glücklichste Bezeichnung im Kulturbereich ist der «Kulturkreis». Kultur entwickelt sich tatsächlich in «wachsenden Ringen». Sie ist nie zu vollbringen, stets zu versuchen. Jeder Mensch, jede Gruppierung und Gemeinschaft wird von sich überlagernden Kulturen umkreist, eingekreist, zuweilen auch ausgegrenzt oder aus der Bahn geworfen. Der vielgepriesene Stabilisierungsfaktor, Identität und Solidarität sind das Ergebnis einer kreisenden, spiralförmig auf- und abwärtslaufenden Energie, eines immerwährenden Prozesses also, nie aber ein Zustand, der ein für allemal feststeht. Ewigkeit, so häufig sie im kulturellen Kontext auch beschworen wird, dauert selten länger als eine Generation.

Staatliche Gebilde, die diese kreisende Dynamik übersehen oder leugnen, werden von ihr aufgesogen oder hinweggefegt. Kultur kann stabilisierend wirken, aber sie ist nicht fixierbar. Noch weniger ist sie auf einen Nenner zu bringen. Wer die Kulturspirale plattdrückt, zerstört ihre Schwingkraft.

Gemeinschaftsbildung ist immer ein Balanceakt. Nur eine Einheit, die die Vielfalt sichert, hat Aussicht auf eine angemessene Dauer. Auf dem schmalen Grat zwischen Diktatur und Chaos müssen Tradition und Veränderung behutsam gewichtet werden, und der Blick zum Horizont der gemeinsamen Interessen darf nicht ablenken von der Achtsamkeit auf die Schluchten, Gräben und Abgründe der kulturellen Eigenheiten.

Ein staatliches Gebilde handelt also im wohlverstandenen eigenen Interesse, wenn es die pluralistische kreisförmige Struktur der Kultur nicht nur respektiert und garantiert, sondern zu der seinen macht. Deshalb ist jede Form von Staatskultur nicht nur ein Verbrechen, ein unstatthafter Eingriff in die Autonomie der Kultur, sondern ein Fehler. Kultur ohne Staat ist denkbar, ein Staat ohne Kultur nicht.

Ein Staat bedarf der Integrationskraft der Kultur, er bedarf ihrer mitreisenden Energie so sehr wie ihrer kritischen Distanz. Er bedarf ihrer als Seismograph, der ihn auf die Beben hinweist, für deren Wahrnehmung so grobschlächtige und manipulierbare Instrumentarien wie Abstimmungen, Wahlen und Vernehmlassungen bei weitem nicht ausreichen. Der Staat ist zur Bewältigung der immer komplexeren Problemstellungen auf eine Wachstumsrate an Erkenntnis angewiesen, die ihm nur die Kultur gewährleistet. Willst du wissen, wie es um einen Staat und seine Zukunft steht, so achte auf seinen Umgang mit der Kultur.

Konkrete Aufgaben

Was aber soll der Staat? – Er soll das tun, was das Bundesgesetz über die *Pro Helvetia* festschreibt: Bewahren und Fördern bedingen einander. Beschäftigung mit und Bewältigung von Vergangenheit gelingen nur, wenn die Perspektive zur Zukunft gewahrt ist.

Der Staat soll ferner den Austausch pflegen – ohne die heute noch gängige und budgetmässig verfestigte Unterscheidung von Austausch im Innern und nach aussen. Im europäischen Haus und im Weltdorf der Medien gibt es kein Innen und Aussen. Die Interaktionen innerhalb der schweizerischen Kulturkreise schwingen frei in der Weltspiral, und diese wiederum muss ihre Achse in einer «Heimat» gehalten wissen.

Der Staat tut gut daran, in Bezug auf Kultur auf die Frage zu verzichten: «Was nützt es mir?». Zwar ist die sogenannte «Umwegentabilität» ein unverzichtbares Argument, um Rappenspalter und Utilitaristen zu überzeugen, dass Investitionen in Kultur sogar zahlenmässig unter dem Strich rentieren, doch das ist lediglich eine provisorische Plattform, von der aus auch Kleingeister ins Weite zu springen vermögen.

«Wer zahlt, befiehlt» gilt in der Kultur nicht, im Gegenteil: Die der Kultur sich öffnende öffentliche Hand muss stets gewärtig sein, gebissen zu werden. Grenzüberschreitung gehört zum Wesen der Kultur. Der Staat muss sie nicht nur akzeptieren, sondern fördern – weit über die ihm und von ihm gesetzten Grenzen hinaus.

Der Bundesstaat, der das föderalistische Prinzip hochhält, ohne sich von ihm lähmen zu lassen, hat in diesem Kontext eine Reihe konkreter Aufgaben zu übernehmen:

- Archivierung und Dokumentieren exemplarischer kultureller Erzeugnisse und Leistungen durch Bibliotheken, Archive, Mediotheken, Phototheken, Kunstsammlungen etc.
- Pflege des kulturellen Erbes durch Erarbeitung (und gegebenenfalls Durchsetzung) zentraler Normen und Verfahren, z.B. im Denkmal- und Kulturgüterschutz

- Erfassung, Ausbildung und Förderung der Hochbegabten und ihrer Leistungen
- Schaffung übergreifender kultureller Forschungsstätten und Servicebetriebe
- Kulturelle Repräsentation des Bundesstaates, die auf einer kritischen Reflexion der identitätsstiftenden Prozesse gründet
- Unterstützung kultureller Projekte von übergreifender Bedeutung sowie sparsame, zielgerichtete Eigeninitiative.

Die «europäischste» aller Künste

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, dass ich den Begriff «zentral» nur dort anwende, wo seine Vermeidung unehrlich wäre. Normen und Verfahrensweisen, Repräsentation von internationalem Format, Ausbildung der Hochbegabten, vernetzende Serviceleistungen etc. überfordern das Potential von Kantonen und Gemeinden und können in der Tat nur noch zentral gelöst werden. Mit «Staatskultur» hat dies nicht das geringste zu tun. Der Föderalismus hat einen einzigen ernstzunehmenden Feind: sich selber.

Wenn wir den Dörfleiste und die Kirchturnkulturpolitik so unbedarft weitertreiben und ausbreiten wie bis anhin, werden wir in einen Provinzialismus und Folklorismus geraten, der uns in Europa und der Welt so tief ins Abseits führt, dass eine zentralistische Gegenreaktion unausweichlich wird.

Die Musik war immer die «europäischste» aller Künste. Sie hat besonders eigensinnig und unbegreifbar die Europäische Idee in ihrer reinsten Form verkörpert und durch alle Zeitläufte hindurch getragen. Als Europa ein *patchwork* aus kleinsten privaten Fürstentümern war, als Glaubenskriege es zerrissen, hat sie sich zwar in die Dienste der jeweiligen, rasch sich ablösenden Mächtigten gestellt, aber sie hat nie parteiische Botschaften transportiert, sondern im Gegenteil über die Gräben hinüber getötet. Ein so katholischer Komponist wie Palestrina, ein so höfischer wie Orlando di Lasso, ein so urbaner wie Monteverdi haben eine Sprache entwickelt, die innert kürzester Zeit europäischer Gemeinbesitz wurde. Heinrich Schütz hat in den tiefsten Finsternissen des 30jährigen Krieges romanische und germanische Elemente amalgamiert. Purcell und Lully haben unter dem expliziten Auftrag ihrer Könige, den *genius imperii* zu repräsentieren, gesamteuropäische Formen und Gesten geschaffen. Dass Bach, Händel, Haydn, Mozart und Beethoven *europäische* Phänomene sind, die jeden nationalistischen Anspruch der Lächerlichkeit preisgeben, braucht wohl nicht weiter dargelegt zu werden. Aber auch das 19. Jahrhundert, das uns die musikalischen Lehrbücher einseitig als das Zeitalter der Ausprägung nationaler Stile verkaufen wollen, war in erster Linie ein gemeinsamer Entwicklungsschub mit der Schaffung einer fast identischen Infrastruktur von Opernhäusern, Konzertsälen, Konservatorien, Sinfonieorchestern und Chorvereinigungen.

Wenn die Musik so über Jahrhunderte integrierend wirkte, auch, ja besonders dort, wo Integration gar nicht erstrebte wurde, so widersetzte sie sich mit derselben Unbeirrbarkeit allen Versuchen fremdgesteuerter Gleichschaltung. Weder Napoleon noch Hitler fanden die von ihnen so ersehnten Komponisten, deren Musik immer Imperialismus glaubwürdigen Ausdruck verliehen hätte.

Aus diesen Gründen, die auf breitem Raum in ihren subtilen Verästelungen und Vernetzung aufzuzeigen wären, muss es verwundern, dass die Musik im gegenwärtigen Integrationsprozess eine so geringe Rolle spielt. Das liegt natürlich zuerst einmal an der Tatsache, dass die Europäische Gemeinschaft, primär aus wirtschaftlichen Motiven entstanden, erst zu begreifen beginnt, dass materielle Interessen kein verlässliches Bindemittel sind, wenn sie nicht auf dem Bewusstsein kultureller Identität gründen. Der Europarat bedient sich vorläufig der Musik wie die Parlamente aller Ebenen: als Umrahmung für Feiern und Festakte. Die *Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* OSZE wurde sich erst in allerletzter Zeit bewusst, wie sehr auch sicherheitspolitische Überlegungen kulturell fundiert sein müssten – denn wie kann man die Menschen dazu bringen, Räume zu verteidigen, in denen sie nicht kulturell beheimatet sind?

Öffnung statt Protektionismus

Die beiden einzigen internationalen Organisationen, die einer eindeutigen kulturellen Motivation entspringen sind, die *Francophonie* und die UNESCO, können zu einer Integration des europäischen Musiklebens wenig beitragen: Die

Francophonie ist auf den sprachlichen Aspekt fixiert, die UNESCO verfolgt universelle Ziele und hat sich zu Recht auf die gegenwärtig im Weltraum wichtigsten Aufgaben konzentriert: den Nord-Süd- und den Ost-West-Dialog.

So wird der Musikerziehung im neuen Europa eine Pilotfunktion zufallen. Sie wird den europäischen Musiker und den musikalischen Europäer heranbilden müssen und dadurch die bisherigen Versäumnisse korrigieren. Dabei wird sie sich der eben dargelegten historischen Qualität europäischer Musik erinnern: durch Ausprägung des individuellen Selbstbewusstseins die Voraussetzungen zu solidarischer Zusammenarbeit zu schaffen. Der einzelne geht ja in seiner musikalischen Ausbildung meist denselben Weg, indem zuerst das instrumentale oder vokale Können im Einzelunterricht entwickelt wird, bis die Fähigkeiten zum gemeinschaftlichen Musizieren gegeben sind.

Entsprechend sehe ich den Aufbau einer europäischen Musikerziehung: nicht als ein von oben diktiertes, zentral geplantes und hierarchisch geprägtes Geschehen, sondern als organischen Prozess von der regionalen und nationalen – nicht nationalistischen! – Basis aus.

Dass Abkapselung in diesem Prozess nicht nur ein Fehler, sondern kultureller Selbstmord ist, muss in unserem Kreis wohl kaum erwähnt werden. In jedem Kreis hingegen bedarf die Tatsache nachdrücklicher Erwähnung, dass das unverbindliche Dabeisein und Mitschwimmen, die kulturelle Binnenschiffahrt, die wir vom sicheren Port aus in den europäischen Gewässern gegenwärtig betreiben, bei weitem nicht genügt, wenn wir nicht bloss als geduldete Objekte, sondern als aktive Mitgestalter anerkannt werden wollen.

Ob es uns passt oder nicht, bereits ist ein europäischer Kulturmarkt entstanden. Durch die Einführung der Mehrwertsteuer haben wir auch hier im fiskalischen und durch bilaterale Abkommen im Warenverkehr eine gewisse Kompatibilität hergestellt. Der Austausch kultureller Dienstleistungen hingegen leidet zu unseren Ungunsten unter der unterschiedlichen Durchlässigkeit der Grenzen. Die gut vernetzten Organisationen der etablierten Kulturveranstalter vermögen dieses Handicap zu überspielen, nicht jedoch die jungen und unerfahrenen, die für die Zukunft die wichtigsten sind, und noch weniger die einzelnen, nicht organisierten Künstler.

Vollends problematisch ist die Lage in Bezug auf die Freizügigkeit der Arbeitnehmer und die Niederlassungsfreiheit juristischer Personen. Auch hier sind nicht die Starken und die Prominenten die Leidtragenden – wer Geschäfte macht und ein Geschäft verspricht, überspringt in der freien Marktwirtschaft alle Grenzen –, sondern die Schwachen und noch Unbekannten, das Salz jeglicher Kultur. Am bedenklichsten ist die Lage im Ausbildungsbereich. Die Kultur unseres kleinen Landes bedarf der unablässigen Atembewegung zwischen innen und aussen. Wo die geistigen Austauschbewegungen mit anderen Völkern und Kulturen gestört werden, kommt es zu jenem Defizit an kreativer Energie, das die Zukunft einer Gemeinschaft in Frage stellt. Deshalb sind alle Massnahmen vordringlich, die die künstlerische Mobilität fördern, den ungehinderten Zugang der Kunststudierenden und der bereits «fertigen» Künstler in den Erfahrungsbereich und Marktbereich der Aussenwelt sowie den nicht nur nicht behinderten, sondern geförderten Eintritt sogenannter fremder Studierender und Künstler zu unseren Schulen und Märkten, die ihr Licht mitmischen unter den Scheffel zu stellen brauchen. Solche Offenheit scheint an Sonn- und Feiertagen wie dem heutigen eine Selbstverständlichkeit, in der Konkurrenzsituation des Alltags aber nimmt man dann noch so gerne Zuflucht zu Protektionismus und Sonderfall.

Autonomie und soziale Verantwortung

Ein weiteres ungelöstes Problem ist das Verhältnis einer autonomen Kultur zu ihrer politischen und sozialen Verantwortung. Dass eine Kultur, die diesen Namen verdient, autonom wirken muss, dass sie nicht instrumentalisiert oder gar politischen oder wirtschaftlichen Interessen unterworfen werden darf, sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Solche Autonomie darf aber nicht zu der hierzulande häufigen Selbstgerechtigkeit im Elfenbeinturm führen, die unweigerlich im Mittelmaass versackt. Die Kultur hätte in allen unseren Aussenbeziehungen einen eminenten, vielleicht den entscheidenden Stellenwert. Wir tun zu wenig, um unsere kulturelle Ausstrahlung zu gewährleisten, wir sind in der kulturellen Aussenpräsenz zu zögerlich, zu langsam, zu kopfhängerisch, zu geizig – dies vor allem.

Dabei haben wir eine Institution, die vom Modell her die staatliche Unterstützung einer autonomen Kultur und ihre Vertretung nach aussen geradezu ideal verkörpert: die Pro Helvetia. Staatliche Gelder einer autonomen Stiftung mit demokratischer Entscheidungsfindung durch kompetente Fachleute anzuvorziehen, ist wahrhaftig das Ei des Kolumbus. Ich sage das nicht, weil ich dort arbeite, sondern ich arbeite dort, weil es so ist, freilich oft rasend vor Zorn, dass Kleinmut, Knauserigkeit und Kleinkariertheit uns daran hindern, dieses Spitzenmodell voll auszuführen.

Unsere Zögerlichkeit lässt uns, wie so oft in der Geschichte, auch eine Chance offen: Dass wir uns nicht in den Sachzwängen der EU verfängen, die Gefahr läuft, einfach zu einem etwas ausgeweiteten Nationalismus zu führen. Unser Blick muss sich auch nach Osten und Süden richten. So wie unsere Flüsse auf engem Raum entspringen und in alle Himmelsrichtungen stürzen, so öffnen sich unsere auf kleinem Raum versammelten Kulturen überallhin, d.h. sie können es tun, wenn wir wollen. Wir haben das grosse Glück, durch keine imperialistischen und kolonialen Hypothesen belastet zu sein.

Was ist zu tun?

Es dürfte bekannt sein, dass ich in das hysterische Geschrei nach mehr Kulturpolitik nicht einstimmen mag. Wer eine zentralistische oder autoritäre Kulturpolitik will, muss den zentralistischen, autoritären Staat wollen. Ich denke, den wollen wir alle nicht. Wir haben nicht zu wenig, sondern zu viel Kulturpolitik, jeder seine eigene. Was fehlt ist etwas anderes. *David Streiff* hat es so formuliert: «Kulturförderung muss stärker als bis anhin als eine immerwährende, gemeinsame Aufgabe von Privaten, Gemeinden, Kantonen und Bund begriffen werden. Sie muss aber auch als wichtige Sache *per se* verstanden werden, die nicht in erster Linie über Budgetposten und Prestigezwänge definiert wird und dann beliebig hin- und hergeschoben werden kann.»

Wir brauchen Koordination, wir brauchen mehr: die unbändige Rauflust, mit der wir früher einmal diese grossartigen Kompromisse erstritten haben, die unser Markenzeichen waren und heute zu einem flachen, mittelmässigen Vernehmlassungsgewurzel degeneriert sind. Wir schauen wie hypnotisierte Kaninchen auf all die Gräben, die wirklichen und die vermeintlichen, fahrlässig hochgespielen, auf die Grenzen.

Il ne s'agit pas de combler des fossés – c'est beau tous ces fossés dans le paysage suisse –, il s'agit de la crédibilité de notre solidarité, de l'énergie artistique, qui ne s'occupe pas des fossés et qui dépasse les frontières. Si nous réussissons à créer et à recréer sans cesse cette énergie artistique, nous trouverons et nous garderons notre place dans le contexte international. Le terme allemand «fördern» se traduit en français par «encourager». C'est beaucoup plus adéquat, plus précis et plus beau que le terme allemand. La promotion de la culture peut inciter, soutenir, renforcer, coordonner, accorder – et avant tout, elle peut et elle doit encourager. Cependant, le courage en soi, chers collègues, c'est à vous de le trouver.

Den Mut «an sich», die Zivilcourage, liebe Kolleginnen und Kollegen, den müssen Sie schon selber aufbringen.

Apprenons à nous comprendre!

On m'a prié d'interrompre mon discours de temps en temps pour en résumer le contenu en français. Je n'étais pas ravi de cette proposition. Suis-je donc un centraliste et un étatiste, ou même un sale imperialiste suisse allemand? Au contraire: Je suis un fédéraliste convaincu, défenseur engagé, parfois acharné des minorités et du multiculturalisme, et francophile en plus. Mais je vois de plus en plus que les méthodes conventionnelles ne sont plus en mesure de sauver et de renforcer le multiculturalisme. Il ne faut pas parler toutes nos langues en même temps, il faut les comprendre! On apprend partout à parler, mais bon Dieu, où apprenons-nous donc à écouter et à comprendre? Ne serait-il pas mieux d'essayer de prononcer nos discours dans notre langue maternelle, qui elle seule permet d'exprimer dans la gamme de ses couleurs et de ses nuances toutes les corrélations, les assonances, les associations? Et est-il nécessaire d'expliquer cela à des musiciens?

Quel est le rôle de l'Etat? Réflexions sur la politique culturelle suisse

Exposé du Prof. Urs Frachiger, directeur de la fondation culturelle suisse Pro Helvetia, lors de l'assemblée générale du 23 mars à Aarau.

Qu'est-ce que la culture?

Comment peut-on circonscrire la culture? L'approche la plus heureuse en ce domaine est celle de «cerce culturel». En effet, la culture se développe en cercles de plus en plus larges. On ne peut jamais acquiescer totalement la culture, on doit toujours s'efforcer d'y parvenir. Chaque être, chaque groupement, chaque communauté est entouré, encerclé, tenu à l'écart ou exclu par des cultures qui se superposent. Les facteurs de stabilisation si prisés, l'identité et la solidarité, sont la conséquence d'une énergie circulaire montant et descendant en spirale; il s'agit donc d'un processus continu, mais non d'un état fixé une fois pour toutes. L'éternité, si souvent évoquée dans le contexte culturel, dure rarement plus d'une génération.

Les institutions étatiques qui ne tiennent pas compte de cette dynamique circulaire ou qui la contestent sont aspirées ou balayées par celle-ci. La culture peut avoir un rôle stabilisateur, mais elle ne peut être fixée. Elle peut encore moins être réduite à un même dénominateur. Celui qui aplatit la spirale culturelle en détruit le ressort.

La formation de la communauté est toujours une question d'équilibre. La seule unité ayant des chances de durer convenablement est celle qui assure la diversité. Tradition et changement doivent être pesés avec soin pour maintenir l'équilibre précaire entre la dictature et le chaos. Et la prise en compte des intérêts communs ne doit pas détourner l'attention des cluses, des fossés, des abîmes des particularités culturelles.

Une institution étatique agit donc dans son intérêt bien compris non seulement lorsqu'elle respecte et garantit la structure circulaire et pluraliste de la culture, mais aussi lorsqu'elle la fait sienner. Pour cette raison, toute forme de culture étatisée n'est pas seulement un crime, une atteinte inadmissible à l'autonomie de la culture, mais aussi un erreur. On peut imaginer une culture sans Etat, pas un Etat sans culture.

Un Etat a besoin de la force d'intégration de la culture, il a besoin de son énergie entraînant aussi bien que de sa distance critique. Il en a besoin comme d'un sismographe qui le rend attentif aux secousses que ne suffisent pas à percevoir des instruments aussi grossiers et faciles à manipuler que les votations, les élections et les mises en consultation. Pour maîtriser les problèmes toujours plus complexes qui lui sont posés, l'Etat dépend d'un niveau de connaissances que seule la culture peut lui garantir. Celui qui veut savoir comment va un Etat et quel est son avenir n'a qu'à observer les rapports qu'il entretient avec la culture.

Tâches concrètes

Mais alors, quel est le rôle de l'Etat? – Il doit faire ce que prescrit la loi fédérale sur Pro Helvetia: préserver et encourager vont de pair. S'occuper du passé et le dominer n'est possible que si des perspectives d'avenir sont garanties.

L'Etat doit d'autre part soigner l'échange – sans faire la différence, aujourd'hui encore courante et fixée dans les budgets, entre les échanges intérieurs et extérieurs. Dans la maison européenne et dans le village universel des médias, l'intérieur et l'extérieur n'existent pas. Les interactions au sein des cercles culturels suisses circulent librement dans la spirale universelle, celle-ci devant à son tour être assurée que son axe est fixé dans une «patrie».

S'agissant de culture, l'Etat a tout intérêt à ne pas demander: «Qu'est-ce que ça me rapporte?». Certes, la «rentabilité indirecte», comme on l'appelle, reste un argument incontournable pour convaincre les radins et les utilitaristes que les investissements dans la culture sont rentables en fin de compte, même en termes de chiffres; mais ce n'est finalement qu'une plate-forme provisoire de laquelle même les esprits bornés peuvent s'élancer.

Le principe du «Qui paie commande» n'est pas valable dans le domaine de la culture, au contraire: Les pouvoirs publics qui soutiennent la culture doivent toujours s'attendre à être attaqués. Le dépassement des bornes fait partie de l'essence même de la culture. L'Etat doit non seulement l'accepter, mais aussi l'encourager – bien au-delà des limites qu'il se fixe et qui lui sont imposées.

La Confédération, qui tient en haute estime le principe du fédéralisme, sans toutefois s'en laisser paralyser, doit assurer dans ce contexte une série de tâches concrètes:

- archivage de productions et prestations culturelles exemplaires et de la documentation

- qui les concerne par des bibliothèques, archives, médiathèques, phonothèques, collections d'art, etc.

- entretien du patrimoine culturel par la restauration (et le cas échéant par l'imposition de normes et de procédures centralisées, par exemple pour la protection des biens et monuments culturels)

- recherche, formation et encouragement des personnes particulièrement talentueuses et de leurs réalisations

- création d'instituts de recherche et d'entreprises de services pluriculturels

- représentation culturelle de la Confédération, basée sur une réflexion critique concernant les processus créateurs d'identité

- soutien de projets culturels de grande envergure ainsi que d'initiatives personnelles modestes et ciblées.

Le plus «européen» des arts

Le lecteur attentif aura remarqué que je n'ai utilisé le terme «centralisé» que là où il aurait été de mauvais foi de l'éviter. Les normes et les types de procédures, la représentation d'importance internationale, la formation des personnes particulièrement talentueuses, un réseau de prestations de services, etc. dépassent les possibilités des cantons et des communes et ne peuvent être réalisés que d'une manière centralisée. Ceci n'a absolument rien à voir avec une «culture d'Etat». Le fédéralisme n'a qu'un seul adversaire à prendre au sérieux: lui-même.

Si, comme nous l'avons fait jusqu'ici, nous continuons à cultiver et à stimuler avec la même insouciance un esprit de clocher dans la politique actuelle, nous aboutirons à un provincialisme et un folklorisme qui nous mettront tellement à l'écart de l'Europe et du monde qu'une contre-réaction centralisatrice sera inévitable.

La musique a toujours été le plus «européen» des arts. Avec une obstination et une inflexibilité particulière, elle a incarné à travers les âges l'idée européenne dans sa forme la plus pure. Lorsque l'Europe était constituée d'une mosaïque de petites principautés privées, lorsqu'elle était déchirée par les guerres de religion, la musique s'est certes mise au service des puissants qui se succédaient brutalement, mais elle n'a jamais transporté de messages partisans; au contraire, elle a résonné par dessus les fossés. Des compositeurs aussi catholiques que Palestrina, aussi courtisés qu'Orlando di Lasso, aussi urbains que Monteverdi ont développé un langage qui est devenu en peu de temps patrimoine européen. Dans les heures les plus sombres de la guerre de Trente Ans, Heinrich Schütz a réuni des éléments romans et germaniques. Chargés par leurs rois de la mission explicite de représenter le génus imperii, Purcell et Lully ont donné naissance à des formes et des styles européens. Et il n'est pas nécessaire de montrer que Bach, Händel, Haydn, Mozart et Beethoven sont des phénomènes européens rendant ridicule toute prétention nationaliste. Même le 19^{ème} siècle, que les manuels de musique veulent nous présenter uniquement comme une époque marquée par l'emprise des styles nationaux, fut en premier lieu une impulsion commune qui déboucha sur la création d'une infrastructure presque identique d'opéras, de salles de concert, de conservatoires et de sociétés chorales.

Si la musique a joué au cours des siècles un tel rôle intégrateur, même et surtout quand l'intégration n'était absolument pas souhaitée, elle s'est défendue avec la même résolution contre toute tentative de mise au pas imposée de l'extérieur. Pas plus Napoléon que Hitler n'ont pu trouver les compositeurs auxquels ils aspiraient, dont la musique aurait donné un caractère de légitimité à leur impérialisme.

Pour ces diverses raisons, dont les subtiles implications et corrélations devraient être plus largement développées, il apparaît surprenant que la musique joue un rôle aussi faible dans l'actuel processus d'intégration. Ceci est naturellement dû d'abord au fait que la Communauté Européenne, créée avant tout pour des raisons économiques, commence seulement à réaliser que les intérêts matériels ne représentent pas un facteur de cohésion sûr s'ils ne reposent pas sur la prise de conscience d'une identité culturelle. Actuellement, le Conseil européen utilise la musique de la même manière que tous les autres types de parlements: comme encadrement des fêtes et des cérémonies.

L'Organisation pour la Sécurité et la Coopération en Europe (OSCE) vient à peine de prendre conscience que même les considérations de la

politique de sécurité doivent reposer sur une base culturelle – car comment pourrait-on amener des hommes à défendre un territoire dans lequel ils ne se sentiraient pas culturellement enracinés.

Ouverture au lieu de protectionnisme

Les deux seules organisations internationales créées pour des motifs clairement culturels, la Francophonie et l'UNESCO, ne peuvent contribuer que d'une manière limitée à l'intégration de la vie musicale européenne: la francophonie se fixe sur l'aspect linguistique, alors que l'UNESCO poursuit des objectifs universels et s'est concentrée à juste titre sur les tâches les plus importantes dans le contexte mondial actuel: le dialogue Nord-Sud et Est-Ouest.

L'éducation musicale se verra attribuer ainsi un rôle-pilote dans la nouvelle Europe. Elle va devoir former la musique européenne et l'«Européen musical», et corriger par la même occasion les négligences antérieures. Elle se souviendra en même temps de la qualité historique de la musique européenne qui vient d'être évoquée: celle de créer les conditions d'une collaboration solidaire par l'accent mis sur la conscience individuelle. Au cours de sa formation musicale, l'individu suit généralement le même parcours, les facultés vocales ou instrumentales étant développées d'abord par l'enseignement individuel jusqu'à ce que les capacités pour pratiquer la musique d'ensemble soient acquises.

C'est également ainsi que je conçois la construction d'une éducation musicale européenne: non pas comme un mécanisme dirigé d'en haut, hiérarchisé et planifié d'une manière centralisée, mais comme un processus organique se développant sur une base régionale et nationale – mais pas nationaliste!

Pour nous, il n'est pas même nécessaire de préciser que dans ce processus, le repli sur soi serait non seulement une erreur, mais un véritable suicide culturel. En revanche, il faut clairement faire savoir à tous les autres milieux qu'une présence passive et un accompagnement sans engagement, c'est-à-dire cette voie culturelle que nous suivons actuellement pour nous amener prudemment à l'Europe, ne suffira pas si nous ne voulons pas être considérés comme de simples objets qu'on tolère, mais comme des partenaires actifs.

Qu'on le veuille ou non, un marché européen de la culture est déjà en place. Ici aussi, une certaine harmonisation a été réalisée, dans le domaine de la fiscalité grâce à l'introduction de la taxe sur la valeur ajoutée, et dans celui du trafic des marchandises par les biais d'accords bilatéraux. En revanche, nos échanges culturels souffrent des différences de perméabilité des frontières. Les organisateurs de manifestations culturelles déjà établis et disposant d'un bon réseau peuvent surmonter ce handicap; par contre, ce n'est pas le cas pour les plus jeunes et les moins expérimentés, les plus importants pour l'avenir, et encore moins pour les artistes non organisés.

Quant au libre passage des travailleurs et à la liberté d'établissement des personnes juridiques, la situation est très problématique. Ici aussi, ce ne sont pas les puissants et les bien en vue qui souffrent – dans l'économie libre de marché, celui qui fait et promet des affaires franchit toutes les frontières – mais les faibles et ceux qui sont encore inconnus, c'est à dire le sel de toute culture. C'est le domaine de la formation qui connaît la situation la plus critique. La culture de notre petit pays a besoin d'une respiration continue entre l'intérieur et l'extérieur. Lorsque les mouvements d'échanges intellectuels avec d'autres peuples et d'autres cultures sont entravés, il en résulte ce manque d'énergie créatrice qui peut remettre en question l'avenir d'une communauté. Pour cette raison, il faut accorder la priorité à toute mesure qui encourage la mobilité artistique, le libre accès des étudiants en art et des artistes déjà «accomplis» aux expériences et aux marchés du monde extérieur; l'accès des étudiants dits étrangers à nos écoles et à nos marchés, qui n'ont aucunement besoin de mettre leur lumière sous le boisseau, doit non seulement être rendu possible, mais plus encore, encouragé. Le dimanche et les jours fériés comme aujourd'hui, cette ouverture semble aller de soi; mais, confrontés quotidiennement à une situation de concurrence, on a facilement tendance à se réfugier derrière le protectionnisme et l'exception.

Autonomie et responsabilité sociale

Un autre problème non résolu est le rapport d'une culture autonome avec sa responsabilité politique et sociale. Il va de soi qu'une culture digne de ce nom doit agir de manière autonome et ne pas se laisser instrumentaliser, voire même se soumettre à des intérêts politiques ou économiques. Mais cette autonomie ne doit pas devenir, comme c'est souvent le cas chez nous,

une tour d'ivoire où l'arbitraire conduit fatalement à la médiocrité. La culture devrait occuper une position éminente, peut-être même décisive, dans toutes nos relations extérieures. Nous faisons trop peu pour assurer notre rayonnement culturel, nous sommes trop timorés, trop lents, trop hésitants, et surtout trop avares dans notre présence culturelle à l'extérieur.

Nous disposons pourtant d'une institution qui incarne d'une manière presque idéale le soutien étatique d'une culture autonome et de sa représentation à l'extérieur: Pro Helvetia. Confier les subventions publiques à une fondation autonome, aux processus de décision démocratiques, et dirigée par des spécialistes compétents, c'est vraiment l'œuf de Colomb. Je ne dis pas cela parce que j'y travaille; au contraire, j'y travaille parce que c'est vraiment ainsi, même si souvent la colère me submerge lorsque la pusillanimité, la pingrerie, le carriérisme nous empêchent d'utiliser toutes les ressources de ce modèle de point.

Nos hésitations, comme si souvent dans l'histoire, nous offrent également une chance: celle de ne pas nous enfermer dans les contraintes matérielles de l'UE, qui court le risque d'aboutir simplement à un nationalisme quelque peu élargi. Nos regards doivent se porter aussi à l'Ouest et au Sud. Comme nos fleuves, jailliss d'un petit territoire pour se précipiter aux quatre points cardinaux, nos cultures rassemblées dans un espace restreint s'ouvrent en toutes directions, ou plutôt, elles en ont la possibilité, si nous le voulons. Nous avons la chance de ne pas être grevés d'hypothèques impérialistes et coloniales.

Que faire?

Il devrait être connu que je n'aime pas m'associer aux cris hystériques réclamant plus de politique culturelle. Qui veut une politique culturelle centralisatrice ou autoritaire doit vouloir un Etat centralisateur et autoritaire. Je pense que personne ne le souhaite. Nous avons bien assez de politique culturelle, nous en avons même trop, chacun à la sienne. C'est autre chose qui manque. David Streiff l'a formulé ainsi: «L'encouragement de la culture doit être conçu, plus que ce n'a été le cas jusqu'ici, comme une tâche permanente et collective des privés, des communes, des cantons et de la Confédération. Mais il doit aussi être compris comme une chose importante en soi, qui ne peut être définie en premier lieu par des postes de budgets et des contraintes de prestige puis ballottée de-ci, de-là au petit bonheur.»

Nous avons besoin de coordination, de cette indomptable combativité grâce à laquelle nous avons conquis dans le passé ces merveilleux compromis qui faisaient notre image de marque, mais qui aujourd'hui se sont dégradés au point de n'être plus que de vagues procédures de consultation, médiocres et plates. Nous regardons comme des lapins hypnotisés ces frontières, tous ces fossés, réels ou imaginaires, imprudemment exagérés.

Il ne s'agit pas de combler des fossés – c'est beau tous ces fossés dans le paysage suisse –, il s'agit de la crédibilité de notre solidarité, de l'énergie artistique, qui ne s'occupe pas des fossés et qui dépasse les frontières. Si nous réussissons à créer et à recréer sans cesse cette énergie artistique, nous trouverons et nous garderons notre place dans le contexte international.

Le terme allemand «fördern» se traduit en français par «encourager». C'est beaucoup plus adéquat, plus précis et plus beau que le terme allemand. La promotion de la culture peut inciter, soutenir, renforcer, coordonner, accorder – et avant tout, elle peut et elle doit encourager. Cependant, le courage en soi, chers collègues, c'est à vous de le trouver.

(Trad.: André Carruzzo)

STEINWAY & SONS
Bösendorfer

Boston

AGENCE
OFFICIELLE

Kneifel SA Pianos
Rue du Marché 20
(Passage
du Terraillet)
1204 Genève
Tel. 022 310 17 60

KNEIFEL